

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

134 (13.6.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 44

der gehärteten Fette emporgeblüht; auch in Deutschland hat diese Industrie schon erhebliche Fortschritte aufzuweisen und nimmt beständig an Bedeutung zu. — Die sehr interessanten Grundlagen des Verfahrens beruhen ebenso wie die des Suberschen Ammoniakverfahrens zum Teil auf der sog. Katalyse. Um davon einen Begriff zu bekommen, denke man z. B. an die Selbstzunder von Gasflammen. Das Gas strömt gegen ein verteiltes Platin, und die bloße Anwesenheit des Platins genügt, um das Gas so zu verdichten, daß durch die entstehende Wärme das Platin glühend wird und das Gas sich entzündet. Der Umstand, daß ein Stoff durch seine bloße Anwesenheit physikalische und chemische Vorgänge fördert, ohne selbst daran teil zu nehmen, etwa die sog. Katalyse, spielt bei den neueren chemischen Entdeckungen eine große in allen Einzelheiten noch nicht völlig aufgeklärte Rolle.

Heute sprach Prof. Strauß-Essen über „mikroskopische Stahluntersuchungen“. Stahl und Eisen, die für den Vaten der Zubereitung des Harten und Festgefügten sind, haben der mikroskopischen Untersuchung einen wunderbaren Einblick in den inneren Gefügebau erschlossen, wodurch Licht geworfen ist auf den inneren Zusammenhang zwischen physikalischem Verhalten und chemischer Zusammensetzung, was für die gesamte Technik von größter Tragweite ist.

Für unsere Frauen.

Das Budget der weiblichen Angestellten.

Aber die Kosten der Lebenshaltung weiblicher Angestellter in einer Reihe von deutschen Groß- und Mittelstädten gibt ein Aufsatz in der Juni-Nummer des „Archivs für Frauenarbeit“ interessante Aufschlüsse. Der kaufmännische Verband für weibliche Angestellte hat in einigen seiner Organisationen Fragebogen verteilt und ausfüllen lassen, Wirtschaftsbücher herausgegeben, das gesammelte Material gesichtet und die brauchbaren Angaben aufammenge stellt und bearbeitet. Natürlich ist es anlässlich von den Ergebnissen einer immerhin beschränkten Anzahl ausgiebiger Antworten auf die wirtschaftlichen Verhältnisse eines ganzen Berufs zu schließen, und die kritische Prüfung der Ausgaben und Einnahmen der Befragten wird noch dadurch erschwert, daß bei der Einzelnen nicht angegeben wird, welche Ansprüche sie an Wohnung und Kleidung stellt, ob sie ein eigenes Zimmer hat oder den Raum mit Geschwistern oder gar Fremden teilen muß. Es genügt zur Beurteilung der Lebenshaltungskosten auch nicht, zu wissen, wieviel das Mädchen an Eltern oder Verwandte abgeben muß, und ob diese für die gezahlte Summe nur Ernährung und Wohnung oder den gesamten Lebensunterhalt einschließlich Kleidung und Wäsche zu bestreiten haben, sondern man müßte erfahren, wie diese Leistungen im besonderen beschaffen sind. Wieviel davon auf die Mahlzeiten entfällt, ob ausreichende Nahrung geboten wird, ob die Wohnung den zu stellenden Anforderungen genügt, ob nicht hier und da Angestellte eine bessere Verpflegung mit einem mangelhaften Wohnraum erkaufen müssen und dergleichen mehr.

Auf jeden Fall steht das eine fest, daß ein großer Teil der bei Fremden oder in eigener Wohnung lebenden weiblichen Angestellten nur ungenügende Ernährung und Wohnung haben, denn 75 von ihnen geben für Wohnung, Bekleidung, Heizung und Beleuchtung nur bis zu 55 M. im Monat aus, davon 24 sogar nur bis zu 45 M. Es ist aber ganz ausgeschlossen, daß mit so geringen Beträgen auskömmliche Ernährung und Wohnung sowie Heizung und Beleuchtung beschafft werden kann, und deshalb wäre es wertvoll gewesen, zu wissen, mit wieviel Personen diese Angestellten ihr Zimmer teilen müssen, und wovon sie im einzelnen leben. Bei steigenden Gehältern erhöhen sich denn auch bezeichnenderweise vor allen Dingen die Ausgaben für Wohnung, Bekleidung, Heizung und Beleuchtung, die in einer Kubrik zusammengefaßt sind, beträchtlich, und natürlich liegt das Schwergewicht auf den beiden ersten Posten, während Heizung und Beleuchtung das Budget weniger belasten. Unter den Angestellten, die Gehälter über 100 M. beziehen, verbrauchen 45 Prozent dafür mehr als 80 M. In der Zwischenstufe — bei Gehältern von 80 bis 100 M., die man als die mittlere Gehaltsstufe der von der Untersuchung erfaßten Angestellten ansehen kann, werden 45—60 M. für Wohnung und Ernährung ausgegeben; im Westen mit seinen teureren Preisen 51—60 M., im Osten 45—55 M. Angestellte im Westen, deren Gehalt unter 80 M. bleibt, können damit nur auskommen, wenn sie bei den Eltern wohnen, und diese nicht den vollen Preis für Wohnung und Verpflegung berechnen.

nen. Ist die Familie aber auf den Zuschuß der Tochter angewiesen, so muß sie sich selbstverständlich ungeheuer einschränken sowohl in bezug auf die Ernährung wie auch in bezug auf den Raum, den sie zur eigenen Verfügung hat.

Für Kleidung gaben von den Angestellten 144 von 3 bis 20 M. monatlich aus, 80 von 20 bis 30 M., 46 über 30 M. Bei einem großen Teil machen die Ausgaben für Kleidung 25 bis 42 Prozent des Gehalts aus. Dabei wird noch viel selbst angefertigt und selbst ausgebessert. Aber die Geschäfte stellen gewisse Ansprüche an die Kleidung ihrer Angestellten, die allerdings bei der Berechnung der Gehälter nicht in Rechnung gestellt werden.

Manche der berichtenden jungen Mädchen haben noch Verwandte zu unterstützen. Nach den Angaben in 24 Wirtschaftsbüchern zahlen 10 hin und wieder recht beträchtliche Unterstützung. Sie schwanken zwischen 2,45 und 3,25 M. Darin sind die Summen nicht eingerechnet, die sie für Kost und Logis bei den Eltern oder bei Verwandten bezahlen; ebenso finden sich unter der Rubrik Geschenke noch hohe Beträge, die vermuten lassen, daß auch ein Teil von ihnen eigentlich als Unterstützungsbeiträge bewertet werden muß.

Am wenigsten wird für Fortbildung, Bücher und Zeitungen ausgegeben, und diese Tatsache ist auf jeden Fall bedauerlich. Wenn auch der Aufsatz darauf hinweist, daß in den größeren Städten Bücher kostenlos aus den Bibliotheken entliehen werden können, so ist damit noch nicht bewiesen, daß es auch wirklich geschieht. Oft genug wird keine Zeit für den Gang zur Bibliothek und das Warten dort gefunden, zum Ankauf von Büchern aber werden sich besonders die Angestellten in den unteren Gehaltsklassen nicht entschließen, wenn noch so viele andere Ausgaben, die notwendiger erscheinen, nicht gemacht werden können, weil das Geld nicht reicht. Aber auch der Besuch von Sprachunterrichts- oder Stenographiekursen und dergleichen kommt zu kurz, die eigentlichen Ausgaben für die Lebenshaltung, für Steuern, Fahrgehalt usw. verschlingen zu viel.

Wir sagen schon, daß die Unternehmung nicht als ausreichend angesehen werden kann, aber der eine Schluß darf mit absoluter Sicherheit aus den Ergebnissen der Enquete gezogen werden, daß das Leben bei den Eltern oder bei Verwandten meist nicht billiger ist, als wenn die Angestellten vollständig für sich sorgen, und weiter, daß weder die niedrigen noch die mittleren Gehälter eine auch nur einigermaßen ausreichende Lebenshaltung gewährleisten. Dabei ist das Durchschnittsgehalt der von der Untersuchung erfaßten noch etwas höher als das nach den Rählungen der Reichsversicherungsanstalt festgestellte Durchschnittsgehalt der weiblichen Angestellten. Nach dieser Berechnung beträgt der Jahresdurchschnittslohn 997 M., das sind im Monat 83 M.

Bei der Beurteilung der niedrigen Entlohnung der weiblichen Angestellten wird häufig darauf hingewiesen, daß die jungen Mädchen mit weniger zufrieden sein könnten, weil sie durch ihre Familien unterstützt werden und meist nur ein Taschengeld brauchen. Wir sehen aber, daß das Gegenteil der Fall ist: die Angestellten zahlen direkte Unterstützungen an Angehörige, oder sie geben einen Beitrag zu den Haushaltungskosten in der Höhe eines Pensionsgeldes. Die Mindestgehaltforderung darf sich aber auch nicht danach richten, was tatsächlich für das Leben angewendet wird, sondern danach, was verbraucht werden muß, wenn die Angestellten vollkommen auf sich selbst angewiesen ist und sich nicht unbillige Einschränkungen in bezug auf Ernährung, Wohnung und Kleidung auferlegen soll. Von einer Gehaltsfestsetzung auf Grund solcher Berechnungen sind die Prinzipale allerdings noch sehr weit entfernt. Sie wird auch nur zu erreichen sein, wenn die weiblichen Angestellten sich mehr als bis jetzt in den gewerkschaftlichen Organisationen zusammenschließen und sich dort an den Kämpfen um bessere Arbeits- und Gehaltsbedingungen beteiligen.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Von den Lichtstrahlen, Monatliches Bildungsorgan für den fende Arbeiter, herausgegeben von Julian Dorschardt, ist Nr. 10 — Juni-Heft — mit folgendem Inhalt erschienen: 1. Neue Wege? — 2. Ein Blick in den Zukunftsstaat I. — 3. Die Entstehung der Pfaffenherrschaft. III. Von Edwin Schönle, Stuttgart. — 4. Die Handelsbilanz. — 5. Eingefandte Druckschriften.

Jeden Monat erscheint ein Heft für 10 Pf. Zu haben in allen Parteibuchhandlungen, bei den Kolporturen der Partei- und Gewerkschaftspresse, sowie beim Verlag Berlin-Dichtersfeld 3, Gedwiggstraße 1.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 44. Karlsruhe, Samstag den 13. Juni 1914. 34. Jahrgang.

Unstetigkeit.

Es ist . . . klar, daß die Ungleichheit der Rechte die eigentliche Quelle der schlechten Sitte, und die stillschweigende Voraussetzung, daß es bei dieser Ungleichheit bleiben müsse, die schlechte Sitte selbst ist.

Maximilian von Mexiko.

Ein klerikales Blutspiel.

Zum 50jährigen Jubiläum seines Regierungsantritts. Wenn heute Amerika in seiner ganzen ungeheuren Ausdehnung vom Norden zum Süden, vom Osten zum Westen, keinen einzigen Monarchen mehr angestammt findet, so haben zu diesem Erfolg die mexikanischen Ereignisse vor einem halben Jahrhundert wesentlich mitgewirkt; und die Gestalt des patriotischen Republikaners, des indianischen Präsidenten Benito Juarez erhebt sich rauh, kraftvoll, gerecht über dem phantastisch haltlosen Schwärmer klerikaler Mittelalterlichkeit, dem österreichischen Erzherzog Maximilian, dem Bruder des Kaisers Franz Josef, der sein unbesonnenes, ehrgeiziges Abenteuer nach geschichtlichem und positivem Recht mit dem Tode büßte. Es ist das Schicksal der mexikanischen Kaiser, daß ihrem Leben und Regieren gewaltam ein Ende gesetzt wird. Aber das Los des letzten Aztekenkaisers, der sein Vaterland und dessen große Kultur heldenmütig gegen die spanischen Räuber verteidigte und nach der greuelvollen Eroberung von Tenochtitlan 1521 von Cortez gehängt wurde, ist in seiner Schuldlosigkeit tragisch erschütternd, während der Habsburger, der sich durch klerikale Ränke und die kapitalistisch-weltpolitische Intrigen des dritten Napoleon zum Usurpator Mexikos drängen ließ, sein Geschick sich selbst bereitet hat. Die Episode Kaiser Maximilians von Mexiko hat manch merkwürdige Ähnlichkeit mit der blutig gefährlichen Wretposse des preußischen Gardeoffiziers unserer Tage. Deshalb mag sie in ein paar Hauptzügen ins Gedächtnis zurückgerufen werden.

Mexiko hat die dreihundertjährige fluchwürdige Herrschaft Spaniens in einer Reihe von Rebellionen, die von 1810 bis 1824 dauerten, abgestüttelt. Der Versuch eines selbständigen Kaiseriums, der 1822 unternommen wurde, scheiterte rasch. Seitdem war Mexiko eine Föderativrepublik mit einer der Union nachgebildeten Verfassung. Die Republik wurde dauernd von Bürgerkriegen zerrissen. In den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts fiel die Entscheidung zwischen der klerikalen Herrschaft und den Liberalen. 1857 wurden die unermeßlichen Güter der toten Hand säkularisiert — ihr Wert mochte eine Milliarde erreichen — aus dem Zinsenertrag der verkauften Ländereien wurden die Geistlichen unterhalten. In dieser Maßnahme der liberalen Partei liegt der Ausgangspunkt des Kaiserdramas. Die schwarze Internationale trauerte solidarisch überall um den Sturz ihrer mexikanischen Brüder und den Verlust ihrer zusammengerasteten Reichtümer. Die Pfaffenpartei stiftete unablässig im Innern Mexikos Aufruhr an, und rief die Hilfe des Auslandes herbei. Die Republik fand ihren rechtmäßigen Verteidiger in dem Präsidenten Juarez, dem ein Gegenpräsident entgegen gestellt wurde. Der Bürgerkrieg endigte im Dezember 1860 mit der Niederlage der klerikalen Hochverräter. Die gingen nun nach Europa und organisierten besonders in Paris und Rom die Vernichtung der mexikanischen Republik. Ein schamlos wucherischer Anleihe-schwindel, der gegen Mexiko verübt wurde, gab den Gläubigern, vornehmlich Frankreich den Vorwand, zur Sicherung der schwindelhaften Ansprüche in der Anarchie Mexikos einzuschreiten. Napoleon III. faßte den Plan, Mexiko in einen französischen Vasallenstaat zu verwandeln.

So fanden sich die klerikalen Bestrebungen auf Wiederherstellung des kirchlichen Besitzes zusammen mit den weltpolitisch-kapitalistischen Unternehmungen des napoleonischen Frankreichs. Mexiko wurde 1862 von französischen Truppen besetzt, der legitime Präsident Juarez unterlag der Uebermacht, und Frankreich richtete unter dem Marschall Bazaine ein Art Militärdiktatur ein. Man brauchte zur Festigung der französischen Besitzergreifung einen Monarchen, der unter dem Schutz der französischen Bajonette und nach den Weisungen der frommen Kuten in Mexiko dauernd einen für Frankreich ausbeutungsfähigen Kirchenstaat machen würde.

Für diese Rolle gab sich der österreichische Erzherzog Maximilian her. Die französischen Kreaturen und die klerikalen Parteigänger erkannten eine Nationalversammlung, die den Erzherzog berief und fügten mit Polizeigewalt eine „Volksabstimmung“ hinzu, die dem Habsburger die Sehnsucht des mexikanischen Volkes vorpiegelte, von seiner erhabenen Persönlichkeit monarchisch regiert zu werden. Wes Geistes Kind dieser Maximilian war, erkennt man aus seinen nach seinem Tode veröffentlichten Aufzeichnungen. Er schwärmte zum Beispiel für die spanische Tiergehefte, von denen er schreibt: „Durch den Rauf der Jahrhunderte prägte es sich immer mehr der Sitte des Volkes ein und selbst der verderbliche Einfluß der Aufklärer, die der reißenden Wölfe im Schafspelze, dieser von Menschenliebe singenden Schänen, konnten dieses Fest nicht ausrotten, wie es ihnen mit so vielem Wertmüßigen gelang“. Ein rechter Kaiser, um die mexikanischen Republikaner klerikal zu bändigen!

Das ganze französisch-österreichisch-römische Unternehmen wurde nur dadurch möglich, daß die Vereinigten Staaten zu dieser Zeit in den Krieg gegen die Sklavenjunker der Südstaaten verwickelt waren und es mußte in dem Augenblick zusammenkrachen, als die Vereinigten Staaten Sieger wurden.

Vor Maximilian und seine ehrgeizige Frau Charlotte, die Tochter Leopolds von Belgien, sich von dem Märchenschloß Miramare nach Mexiko begaben, ließen sie sich vom Papst, dem Neunten Pius, den unfehlbaren Segen erteilen. Der Papst hielt eine Ansprache an den „durch die Gnade des Kaisers der Franzosen“ aussersehen Prinzen und empfahl ihm, „im Namen des Herrn das Glück der ihm anvertrauten katholischen Völker“. Er fügte die Belehrung hinzu, „die Rechte der Völker sind groß und man muß ihnen genügen; aber größer und heiliger noch sind die Rechte der Kirche“. Das war eine geheime Instruktion, die Weisung, in Mexiko zunächst einmal die vom Staat „geraubten“ Güter der Kirche wiederzuerstatten.

Schon als Maximilian am 28. Mai 1864 vor Veracruz landete, zeigte sich, daß niemand den Habsburger gerufen hatte, außer klerikale Spekulant und französischer Abenteuerer. Er schien in ein völlig entvölkertes Land einzuziehen, und es kostete den Arrangenten des Kaiserschwindels viel Mühe, so etwas wie den Schein eines feierlichen Empfangs auf dem Wege zur Hauptstadt zu inszenieren. Am 12. Juni zogen die Majestäten in die Hauptstadt ein. Man hatte ihnen sogar einen „Kaiserpalast“ eingerichtet, an dem nichts echt war, wie die massenhaft wimmelnden Wägen. Zu einer wirklichen Regierung ist es keinen Augenblick gekommen, trotz der unzähligen papierernen Erlasse, Verordnungen und Gesetze, die der Kaiser von Gottes Gnaden und päpstlichem Segen bereits unterwegs angefertigt hat. Die Rebellion im Lande wuchs von Tag zu Tag. Zuerst versuchte es Maximilian, indem er die Hoffnungen der Klerikalen enttäuschte, durch liberales Gehaben sich Sympathien zu erwecken. Als er vergeblich den Präsidenten Juarez, den die Vereinigten Staaten unterstützten, auf seine Seite hinüberzulocken versucht hatte, begann er

In jähem Wechsel eine Merikale Schreckensherrschaft. Durch das berichtigte Dekret vom 3. Oktober 1865 wurden die Republikaner, also die rechtmäßigen Verteidiger des Vaterlandes, für „Banditen, Straßenräuber und Verbrecher“ erklärt, und jedes Mitglied dieser „Bande“ als vogelfrei und außerhalb des Gesetzes stehend mit dem Tode durch Erschießen bedroht; das Urteil sollte binnen 24 Stunden vollzogen werden. Hunderte von Patrioten fielen diesem Blutdekret des sanften Erzherzogs zum Opfer. Diese Gewalt Herrschaft aber bedeutete zugleich das Ende seiner Kaiserthron. Frankreich erkannte, daß das mexikanische Abenteuer aussichtslos sei und Napoleon ließ seinen Schützling im Stich. Vergebens reiste die Gattin Maximilians nach Paris; sie wurde kalt abgewiesen. Dann versuchte sie im päpstlichen Rom Hilfe zu werden. Die seelischen Erschütterungen dieser Wirtsfahrt trieben sie in den Wahnsinn, aus dem sie nicht mehr erwachen sollte.

In seiner hoffnungslosen Lage wollte Maximilian dem angemakten Thron entlagen und Mexiko verlassen. Aber österreichische Einflüsse und Einflüsterungen bestimmten den ewig Schwankenden zu bleiben und um sein Glück weiter zu spielen. Man ließ ihn aus Wien wissen, daß sein Bruder, — es war nach der Niederlage im Kriege mit Preußen — müde abdanken wolle und daß Maximilian die österreichische Kaiserkrone zufallen würde. Diese Aussicht dürfte er nicht zerstören dadurch, daß er feige seine mexikanische Herrschaft im Stiche ließe. Es ist nicht ganz ungläubhaft, wenn man diese österreichischen Einwirkungen als eine Intrigue der klerikalen Partei gedeutet hat, die eine Rückkehr des „liberalen“ Erzherzog verhindern wollte.

Maximilian blieb und war nach dem Abzug der französischen Truppen den siegreich vordringenden Republikanern in die Hände gegeben. Im März 1867 endigte die französische Besetzung Mexikos. Maximilian zog sich schließlich mit seinen Getreuen nach Queretaro zurück, das am Morgen des 15. Mai von den Republikanern genommen wurde, es heißt, daß Verrat im Spiele gewesen sei. Suarez, der nun wieder die Präsidentschaft übernahm, wollte Milde walten lassen. Aber er konnte gegen die furchtbare erlittene Stimmung, die jenes Blutdekret erregt hatte, nicht durchdringen. Das kriegsgerichtliche Verfahren wurde eingeleitet. Die Anklage richtete sich gegen Ferdinand Maximilian von Habsburg und die sogenannten Generale Miramon und Mejia. Die Anklage wird dahin zusammengefaßt: Nachdem Mexiko die Unglücksfälle eines 50 jährigen Bürgerkriegs erlitten und das Volk jene korrupten Klassen unterdrückt und besiegt hatte, welche, um ihren eigenen Interessen zu dienen, alle nationalen Interessen der Republik aufopfert, beriefen die verworfensten Reste der besiegten Klassen, den Fremden in der Hoffnung, durch seine Güte ihre Nachgelüste zu befriedigen. Sie beuteten den Ehrgeiz und die Unkenntnis eines fremden Monarchen aus, und vor der Republik erschienen in verbrecherischer Verbindung die Intervention des Auslandes und der Verrat.

Das Gericht fällte das Todesurteil. Der Präsident Suarez bestätigte es. Innerhalb vierundzwanzig Stunden, am 19. Juni 1867 wurde Maximilian und die beiden Generale erschossen.

Bayern und das große Los.

Die Lotterie-Gesellschaft „Fortuna“ sitzt einträchtig beisammen. Die Gesellschaft ist nicht zahlreich, sondern bloß sechs Mann stark, aber halt gewichtig, denn lauter wohlgenährte Handwerksmeister gehören ihr an, von denen kein einziger viel unter zwei Centner wiegt. Nur der Vorstand fehlt noch. Er ist in höchst eigener Person zum Lotteriekollekteur gegangen, um authentische Auskunft zu erhalten über den Verlauf der letzten Ziehung. Bis er seine bedeutungsvollen Nachrichten überbringt, unterhalten sich die Wartenden damit, noch einmal genau die Resultate der vorletzten Ziehung zu prüfen, denn man kann nicht wissen, vielleicht hat doch keiner die Nuancen richtig aufgemacht. Die

Hoffnung, daß die Nummer ihres halben Loses doch herausgekommen sein könnte, will nicht weichen. Die Köpfe auf die Zeitungsausschnitte mit den Ziehungsergebnissen gebeugt, vergleichen sie reihum, ob nicht doch vielleicht... Enttäuschtes Schnaufen zeigt an, daß aller Liebe Mühe umsonst ist.

„Herrschafft! Dou sollst di nit ärgern! 182 246 is mit 5000 Mark rauskumma. Könnst des nit sei, daß den Zweier a Siemer und für den Böirer an Neumer of den domisch'n Loss stäiht? Koucha hätt'n mer wenigstens döi 5000 Meta.“

„Älendigs G'fopp is döi Lotterie schon und an Geduld moußt sei hob'n!“

Der Sprecher greift sichtlich zum Bierglas, trinkt aufgebracht und starrt über den Rand vom Bierglas weg nach der Tür.

„Alles, was recht is! Ower dös stimmt scho, daß mit a verdammits Redd hob'n! Sait ihr ner af mi g'merkt, woi man selbigs mal 's Loss ausg'foudt hob'n! Su a houchs Nummer nimmt doch so vernünftiga Mensch, Bis döi a mal rauskummt, sen mer alli begrob'n.“

Die Erbitterung über den Durchfall hätte wahrscheinlich noch zu heftigeren Äußerungen geführt, wenn nicht ein wuchtiger Schritt darauf auf dem Borplatz die Hoffnungen aufs neue angeblasen hätte. Der Herr Vorstand tritt eilig durch die Türe, soweit sich eben bei zwei Zentner Körpergewicht von Eile reden läßt. Sein Gesicht strahlt im Widerschein guter Neuigkeiten, und frohlockend sieht er sich im Kreis um, während der Staub, auf den er sich niederlegt, hörbar aufsteht.

„Sein is ganga! Zwamal is grouße Loss nach Bayern g'fallen. Dena Saupreis'n werd er net schlecht rauch'n!“ Wie ein Bombe platzte diese Mitteilung in die Gesellschaft.

„Was d' net sagst? 's grouße Loss hob'n mer g'wunna! Bärbl, a Seidla of den Schreck'n.“

„Zatwull! Mir Bayern hob's grouße Loss g'wunna, sogar zwamol! Dös soll'n uns döi Schnapspreis'n erscht amol nouchmach'n. I hob's ower immer g'sagt: dene Bundesbröder moußt mer blouß die Woarat g'scheit unter d' Ros'n reib'n. Wöis es lezi Mal an Haupttreffer und a Prämie wegg'schnapppt hom, bin i sei wild wur'n und hob verschwur'n, daß i mei guts Göld net nof nouch Preis'n zohl. Drum freit's mi a, daß döi Bundesbröder, döi Sieb'ng'scheit'n, dösmal ausg'rutcht sen.“

Allgemeine Zustimmung unterstreicht diese patriotische Rede, und die Genugtuung über das Werk ausgleichender Gerechtigkeit kommt in der Debatte zum Ausdruck.

„Dös is ja ganz schö, daß es grouße Loss zwamal nouch Bayern g'fall'n is. Ower was hom denn mit derbo, wenn su a groußkupfeter Beamter drob'n in Münd'n döi halba Million (alle Augen werden groß) einstreift!“

Wie ein Reif fallen diese tiefgründigen Erwägungen auf die Begeisterung der Lotteriegesellschaft „Fortuna“. Murrend und brummend unterhält man sich über die Bevorzugung Münchens, das doch nur auf Kosten des ganzen Landes erhalten werden müßte.

„I hons ja g'wisst, daß zwoa Treffer nach Bayern fall'n. Dös hout uns doch scho der Kollekteur g'sagt, wo unser Loss einkaast word'n is. Ower, er hout ganz bestimmt versichert, daß ans dabo nouch Nürnberg kummt.“

„Af 192 000 und etliche Hundert, i hob mer die Nummer net so genau g'merkt.“

„Gimmelfreuzdunnertwetter! Der Teiff soll mi hul'n, wenn i nu an rout'n Sella zohl! Dou hocht mer dou mit sein Talent.“

„No, no, Schorsch! Mir sen doch ziemli noach dro, 187 926! Wöi vill fehlt denn du nu af 192 000 und etliche Hundert? Mer kumma scho a nu amol raus mit an g'scheit'n G'winnt. Mir möißn blouß bei die houch'n Nummern bleib'n. Dös ho i eich glei g'sagt.“

Eine lebhaftere Unterhaltung beginnt, ob es besser ist, den hohen oder den niedrigen Nummern Vertrauen zu schenken. Die Meinung geht — unter dem Eindruck der 192 000 und etlicher Hundert — dahin, daß bei den hohen Nummern mehr Glück ist.

„Ahu, dös sog ich eich! I zöich dou hi, wou dös grouß Loss hifällt. Wos hifst's mi denn, wenn as grouß Loss in Etabüß rauskummt und i wohn in Gost'rhus!“

(Fränkische Tagespost.)

Der Kaufaus.

Eigentlich hieß er Franz Bügner; aber wir alle nannten ihn nur den „Kaufaus“. Die Maurer, denen er Möbel und Ziergehör auf seinem Rücken herbeischleppte, der Polier, der die Aufsicht führte, die Kutscher, die das Baumaterial anfuhrten und auch die übrigen Hilfsarbeiter riefen ihn so, und wenn unter uns von ihm die Rede war, nannten wir ihn nicht anders. Denn seinen richtigen Namen kannte fast niemand von uns, und seinen Spitznamen trug er nicht mit Unrecht. Denn noch nie sah ich jemals einen Menschen so viel Schnaps vertilgen wie ihn. Und er selber mochte wohl einsehen, daß er diesen Namen verdiente: sein Gesicht verzog sich zu einem dummgutartigen Lächeln, wenn er ihn hörte.

Groß und kräftig gebaut, den Oberkörper etwas nach vorn gebeugt und die Schultern schlaff herabhängend, machte er trotz seiner 35 bis 40 Jahre den Eindruck eines geborenen Mannes. Sein Gesicht hatte regelmäßige Züge, war aber stark aufgebunnen, und seine grauen Augen blühten trüb und ausdruckslos.

Das war der äußere Mensch, die Schale. Was unter dieser Schale für ein Kern steckte, lernte ich erst später kennen.

Wochen und Monate bergingen in harter Arbeit. Der Bau wuchs und wuchs, wurde „gehoben“. Klempner, Glaser, Tischler, Anstreicher und Schlosser kamen und führten ihre Verrichtungen aus. Kolonnenweise verputzten die Maurer die rohen Wände und Mauern.

Raum war der Ruß der ersten Wände fertig, so bedeckte sie bald hier bald dort eine Zeichnung. Mit Holzstöße hingemalt, lagte einem hier ein lodiger Wäddenkopf entgegen. Auf der nächsten Wand war ein Schnitt zu sehen, der seine Sense weht, eine waldbumebene Wassermühle und dergleichen. Und all das war so natürlich und formengetreu gezeichnet, daß ich bebaute, daß es nicht auf Papier gezeichnet war.

Auch den übrigen Arbeitern waren diese Zeichnungen schon aufgefallen. Aber niemand wußte, wer der Zeichner sei.

Eines Tages während der Mittagspause gelang es uns, den Zeichner bei seiner Arbeit zu überraschen. Wir sahen, zwei Anstreicher und ich, in einem Zimmer und verzehrten unser Mittagbrot. Dabei unterhielten wir uns von dem unbekanntem Zeichner. Dann legten wir uns auf den Fußboden, um ein wenig zu schlafen. Wir hatten noch nicht lange gelegen, da flüsterte mein Nebenmann: „Horch!“

Auf der anderen Seite der Wand, an der wir lagen, trachte es leise, als schreibe jemand etwas an die Wand. Wir erhoben uns leise und schlichen auf den Behen hinüber und sahen zu unserer Ueberraschung den Kaufaus, mit einem Stück Holzstöße an der Wand zeichnend. Er war ganz vertieft in die Arbeit und bemerkte uns gar nicht, wie es schien. Das Bild war fast fertig, und mit Säunen sahen wir zu, wie er ruhig und sicher die Stöße führte und Linie um Linie entstand, bis das Bild fertig war. Ein Waldbühl war es. Im Hintergrunde Wald, knorrige Eichen und schlanke Buchen. Im Vordergrund ein Stück Waldwiese, auf der eine gefällte Buche lag. Daneben stand eine Nehmutter, umgeben von ihren Jungen, von denen eins eben im Sprunge über dem Stamme schwebte. Der Blick der Mutter war diesem Jungen zugewandt. Das ganze war so einfach und natürlich, daß mich die Sehnsucht nach dem Walde und der Natur da draußen packte.

„Na, a hätten wir ja den unbekanntem Künstler“, meinte der Anstreicher und legte ihm die Hand auf die schlaffe Schulter, und fügte dann bewundernd hinzu:

„Mensch, woher hast du denn das?“

Der Kaufaus wandte nur den Kopf ein wenig nach uns. Dann drehte er ihn wieder dem Bilde zu, das fast die Hälfte der Wand einnahm, zog hier und da eine Linie und trat dann einige Schritte zurück. Mit freudigen Blicken betrachtete er eine ganze Weile sein Werk und schmit mit resigniertem Lächeln die Holzstöße in die Zimmerdecke.

Wir sahen abwechselnd auf das Bild und ihn. Das sah er und fragte belustigt: „Welt, das hättet ihr mir nimmer zugekraut?“ Er lachte und nahm einen Schluck aus seiner Flasche.

„Damit ihr aber nicht denkt, ich bin drauf eingeschult wie'n Schnellmalers, will ich euch mal malen, was ihr wollt. Er holte die Holzstöße wieder aus der Ecke und stellte sich an die Wand.

„Na, was soll's enn sein?“ frug er, nachdem wir eine Weile überlegten.

„n Pferd. Aber von hinten“, sagte der Anstreicher.

Sofort begann er zu zeichnen, und in wenigen Minuten war das Pferd fertig. Es stand mit dem Hinterteil nach uns.

Das eine Hinterbein vor das andere gesetzt, während das rechte Vorderbein weit nach vorn ausgreift und der gesenkte Hals und der Kopf von der rechten Seite zu sehen waren.

„Aber Herr! Warum bist du denn Fiegelträger geworden? Du könntest doch ebenlogut ein Maler sein“, meinte der Anstreicher.

„Ja, könnte es sein! Wirs aber nicht geworden.“ Er lachte bitter. „Gewollt hob ich schon, aber geworden is nit draus.“

„Warum denn?“ fragte ich. Er machte eine abwehrende Handbewegung. „Warum? Weil meine Eltern arme Teufel waren. Darum! Erst dachte ich, es ginge auch so und wollte mich emporingen. Aber jahrelang hab ich mich gequält. 's war umsonst. Und da bin ich geworden, wie ich jetzt bin. Aber manchmal judts mir in den Fingern. Na, und dann schmier ich halt die Wände voll.“

Er schwieg. Wir sahen uns stumm an. Der schrille Pfiff des Poliers rief uns an die Arbeit und riß uns aus unserm Gedanken: „Was dieser Mensch der Menschheit hätte geben können, wenn unsere Gesellschaftsordnung eine andere, bessere wäre!“

Hauptversammlung des Vereins deutscher Chemiker.

Bt. Bonn, den 6. Juni.

Der Verein deutscher Chemiker, die größte derartige Vereinigung Deutschlands, der fast 6000 Mitglieder aus den chemisch interessierten Kreisen der Wissenschaft und der Industrie angehören, hielt seine diesjährige Hauptversammlung vom 4. bis 6. Juni in Bonn ab. In den einzelnen Fachgruppen, in die der Verein sich gliedert, wurden zum Teil bedeutende Vorträge gehalten, die aber nur fachwissenschaftliches Interesse darbieten. Von allgemeinerem Interesse waren die in den Hauptversammlungen dargebotenen Vorträge in denen sehr wichtige Probleme beleuchtet wurden. Wohl die wichtigste Leistung war der Vortrag des Direktors des Kaiser Wilhelm-Instituts für physikalische und Elektrochemie über „die synthetische Darstellung des Ammoniak“. Die Elemente (Grundbestandteile) des Ammoniak sind Wasserstoff und Stickstoff und unter Synthese versteht man die Darstellung eines Körpers aus seinen Bestandteilen. Für den Ammoniak ist diese Leistung erst ganz kürzlich dem Prof. Huber gelungen; wie hoch ihre Bedeutung eingeschätzt wird, erhellt aus der Tatsache, daß Heber dafür mit der zum Gedächtnis des großen Bahnbrechers Liebig gestifteten Denkmünze bedacht wurde. In der Tat sind die Folgen der Heberschen Entdeckungen noch gar nicht abzusehen, da ja Ammoniak in sehr vielen Industrien gebraucht wird. Um nur eines zu erwähnen, so wird Ammoniak auch als vortreffliches Düngemittel benutzt und scheint bestimmt, da die Herstellung im Großen auch billig betrieben werden kann — bei Ludwigshafen ist bereits eine Fabrik im Gange — nicht nur den Chilealpeter zu verdrängen, sondern auch den Luftalpeter und den Kalstickstoff, beides auch Kunstprodukte, die ihren Stickstoff ebenso wie der künstliche Ammoniak aus der Luft entnehmen. Wird so der Stickstoff der Luft der Erde zugeführt und dort zum Aufbau der Pflanzen verwendet, so dient dieser, im freien Zustande in der Luft ganz träge und unwirksame Stoff schließlich zu unserer Ernährung, sodaß man — auf großen Umwegen allerdings das Brot als aus Luft bereitet bezeichnen könnte. Freilich können alle derartigen Erfindungen ihre völlige Kraft im kapitalistischen Zeitalter nicht entfalten — hört man doch auch jetzt schon von einem Ammoniak-Kartell sprechen, das die durch die Heberschen Leistung bedrohten Ammoniakpreise hoch halten soll.

Bedeutend war auch der Vortrag von Dr. Bergires über „Die Färtung der Fette.“ Sowohl die Speisefettwie die Seifenindustrie braucht vielsoch mehr oder minder feste, sog. harte Fette, nicht flüssige Öle und gerade die festen Fette sind im Preise sehr gestiegen und in ihrer Menge nicht vergleichbar mit den Ölen. Seit über 50 Jahren hat man daher schon nach Verfahrensweisen gesucht um die Öle zu härten. Vor etwa 6 Jahren ist es zuerst gelungen, und in Holland und namentlich in England ist dann rasch eine ständia wachsende Großindustrie